

Bertold Ulsamer

„Du musst dich verneigen, um mit deinen Eltern in Frieden zu kommen!“

Das in Heft 1/2004 abgedruckte Gespräch von Hunter Beaumont, Wilfried De Philipp, Eva Madelung und Jakob Schneider zur Verneigung fand ich vielschichtig und anregend. Die Seiten mit diesem Beitrag habe ich angezeichnet mit gelben Markern und Kringeln, mit Ausrufe- und Fragezeichen. Ich möchte hier von meiner Warte aus Wesentliches noch einmal zusammenfassen, aber auch ergänzen, erweitern oder einen anderen Standpunkt formulieren.

Druck und Ermunterung sind ein Gegensatz

Der Ausgangspunkt des abgedruckten Gesprächs war der Bericht von Jakob Schneider aus einem Seminar. Da berichtet eine Teilnehmerin von ihrem Neffen, der bei einer Aufstellung sich vor seinem Vater verneigen sollte, es aber nicht konnte. Daraufhin wurde die Aufstellung abgebrochen, und dem Neffen ginge es seitdem schlecht. Einer anderen Teilnehmerin sagte Schneider: „Du musst dich vor deinen Eltern verneigen.“ Sie machte es nicht, und er ließ es ihre Stellvertreterin tun, die sich anschließend sehr erleichtert fühlte. Seine Überlegung war gewesen: Breche ich jetzt ab? Und die Hospitantin im Seminar fragte ihn anschließend, ob er nicht hätte abbrechen müssen.

Eine Vorbemerkung: Druck auf einen Klienten ist kein Weg, innere Veränderungen in eine gute Richtung anzuregen. Sinnvolle Veränderung kommt aus dem Kontakt mit eigenen tieferen Kräften und Bedürfnissen. Druck ist ein Hindernis auf dem Weg dahin, Ermunterung im Gegensatz dazu eine Unterstützung.

Was macht Druck aus? Zwei Elemente scheinen mir bedeutsam: Einmal wirkt Druck „gewaltsam“. Er ist eine Art von Zwang oder Zwingenwollen. Das ist leicht am körperlichen Ausdruck von Druck zu erkennen. Jemand drückt mit (sanfter oder unsanfter) Gewalt den Kopf eines anderen herunter, der sich nicht verneigen will. Aber auch moralischer Druck enthält versteckt ähnliche Elemente. („Willst du, dass es deinen eigenen Kindern besser geht? Dann verneige dich vor deinen Eltern!“)

Zum Zweiten fühlt derjenige, der „drückt“, sich regelmäßig stärker, größer oder auf andere Weise überlegen oder wissender. Oder, als andere Möglichkeit: Er ist selber so unter Druck, dass er den eigenen Druck weitergibt.

Klienten erleben Druck und Zwang als belastend, beschämend und demütigend. Selbst eine gute Absicht des Therapeuten erreicht das Gegenteil. Statt einer Unterstützung zur Versöhnung wird eine weitere negative Erfahrung mit einer Autorität und damit auch Elternfigur gemacht.

Eine weitere Erfahrung ist: Druck erzeugt Gegendruck. Wenn auf jemanden Druck ausgeübt wird, gibt es ein tiefes Bedürfnis zu widerstehen. Wenn die Macht oder Autorität des „Drückenden“ nur als gering eingeschätzt wird, dann kommt es zu offenem Widerstand und zur Verweigerung. Wird sie als bedrohlich groß erlebt, dann wird nach der Aufforderung gehandelt, Trotz oder Widerwille zeigen sich aber im Gesicht des Handelnden. Und dann gibt es ein so großes Ungleichgewicht der Macht, dass der Widerstand in den Untergrund wandert. Das Gedrückte passt sich an, handelt vielleicht sogar mit besonderem Bemühen, aber

darunter gibt es einen unbewussten Teil, der weiter rebelliert und dauerhafte Veränderung erschwert oder ganz boykottiert.

Nur rare therapeutische Ausnahmetalente können meiner Ansicht nach Druck so dosieren, dass er nicht Anpassung und Unterwerfung erzeugt, sondern eine gesunde Auflehnung und Abgrenzung beim Klienten bewirkt. Und die Gelegenheiten für diese Art von Druck dürften recht selten sein. Ermunterung unterscheidet sich wesentlich von Druck. Ermunterung ist das Bemühen, die Kräfte des Angesprochenen zu wecken. Auch wenn der Ermunterer sich überlegen fühlen sollte, fehlt der Zwang. Da ruft die Handballtrainerin ihrer Mannschaft, die ein Tor zurückliegt, zu: „Ihr könnt es! Ihr schafft es. Strengt euch an!“ Wenn ihre Mannschaft zu ihr Vertrauen hat, wird das Anfeuern neue Kräfte in ihnen wecken.

Wer als Therapeut Klienten ermuntert, weiß aus eigener Erfahrung, wie schwer manche Schritte zu gehen sind. Und er weiß, wie gut es ist, dabei jemanden an der Seite zu haben, der anfeuert oder „moralische“ Unterstützung ist. Er hat Vertrauen zur Kraft und zum Können und zeigt das durch seine Ermunterung. Gleichzeitig hat er einen gewissen Abstand. Weder er noch der Klient haben versagt, wenn die Ermunterung nicht genügend Kräfte geweckt hat. Die Einstellung, die beim Sport angemessen ist, ist auch hier gegeben: Man kann nicht immer gewinnen. Und es gibt ein nächstes Mal!

Druck hingegen verengt. Es ist so, als ob es nur eine einzige richtige Handlungsweise gäbe. Und wenn die nicht erfolgt, ist das ein Versagen.

Ermunterung ist nicht immer Anfeuern. Wenn jemand nahe vor der inneren Schwelle steht, bei der eine Bewegung oder Haltung natürlich kommen würde, ist auch eine Einladung hilfreich. Das kann eine Einladung sein, etwas auszuprobieren und einmal so zu „tun als ob“. Dieses Tun vermittelt eine neue Erfahrung, die oft nützlich ist. Einladungen zu einer Verneigung („Probier es doch mal aus!“) erlebe ich immer als sinnvoll.

Wann wird Druck, wann Ermunterung erlebt?

Es gibt zwei wesentliche Stationen dabei: Therapeut und Klient. Obwohl die erste Station, ob etwas Druck oder Ermunterung ist, der Therapeut ist, beginne ich mit dem Klienten. Denn, wie es so schön heißt, der „Empfängerhorizont“ entscheidet letztendlich, ob eine Intervention vom Klienten als Druck erlebt wird – ganz gleich, wie es der Therapeut gemeint hat. Vom Empfänger hängt es ab, ob ein Satz sich als Druck oder Ermunterung auswirkt! Deshalb kann auch ein liebevolles „Verneig dich doch einmal!“, das als Ermunterung gedacht war, als Druck aufgenommen werden.

Dafür, wie etwas verstanden wird, gibt es bestimmte Regeln, Wahrscheinlichkeiten und Erfahrungen. Bestimmte Formulierungen implizieren mehr Druck als andere. Sie haben von vornherein den Geruch oder Geschmack von Druck. „Du musst ...“, „Du solltest besser ...“, „Wenn du nicht ..., dann ...“ Wir alle haben genug solcher Sätze gehört, die die Transaktionsanalyse bezeichnenderweise dem „kritischen Eltern-Ich“ zuordnet. Der Widerstand als Reaktion auf solche Formulierungen kommt oft fast automatisch. In dem „du musst“ schwingt einfach etwas Zwanghaftes mit.

Wer als Therapeut solche Formulierungen liebt und häufig verwendet, dem unterstelle ich einfach – etwas keck – einen gewissen Hang zur moralischen oder therapeutischen Besserwisserei und einem darauf basierenden Druck. (Diese Haltung des Besser-Wissenden ist oder war ein wichtiger Teil des ursprünglichen Selbstverständnisses der Aufsteller – sie scheint mir heute so nicht mehr angebracht.) Deswegen kann man Therapeuten nur anraten, solche Formulierungen selten zu verwenden oder zu vermeiden.

Wir gelangen jetzt beim Therapeuten als der ersten Station an. Will er ermuntern oder Druck ausüben? Seine jeweilige Absicht wird in dem, was und wie er es sagt, deutlich werden und meist auch so verstanden werden. Wenn zum Beispiel der Therapeut Druck ausüben will, werden seine Sätze selten als Ermunterung missverstanden werden.

„Du musst dich verneigen, um in Frieden mit deinen Eltern zu kommen.“ Mit einem solchen Satz kann enormer Druck ausgeübt werden, wenn er mit Nach-Druck ausgesprochen wird und die Position desjenigen eingenommen wird, der besser – und das Richtige! – weiß. Dann hebt, bildlich gesprochen, der Therapeut den drohenden Zeigefinger und will vom Klienten, dass er hier und jetzt ihm und seinem Wissen folgt. Widersteht ihm der Klient, ist es wie eine kleine Niederlage für den Therapeuten.

Umgekehrt geht es aber auch! Den gleichen Satz kann er zur Ermunterung meinen. Dann drückt sich das vielleicht darin aus, dass er den Satz ruhig und entspannt sagt, vielleicht sogar mit einem kleinen, verständnisvollen Lächeln. Es genügt also nicht, wenn der Therapeut nur missverständliche, „falsche“ Formulierungen vermeidet. Denn nicht eine bestimmte Wortwahl ist entscheidend, sondern die innere Haltung. Die zeigt sich nicht nur daran, was gesagt wird, sondern wird vor allem darin offenbar, wie etwas gesagt wird. Diese Signale hat der Therapeut nicht unter Kontrolle, er kann sie nicht verstecken. Sie werden dem Klienten offensichtlich.

Eine neue Haltung der Ermunterung kann deshalb nicht so einfach gelernt oder übernommen werden. Sie muss verinnerlicht sein, auch stimmig, weil sie sich mit eigenen Erfahrungen deckt.

Wer sich beispielsweise selber in bestimmten Punkten mit Druck behandelt, kann nicht andere in ähnlichen Bereichen entspannt ermuntern. Deswegen scheint es mir vor allem

wichtig, dass der Therapeut erkennt, wann er in den Zustand kommt, dass er Druck ausübt oder ausüben will.

Warum üben Therapeut(inn)en Druck aus?

Woher kommt das Bedürfnis, Druck auszuüben? Ich möchte drei ineinander verwobene Ursachen dafür etwas künstlich voneinander trennen: Imitation, Heilen-/Helfenwollen und die eigene unvollendete Verneigung.

Imitation

Ich beginne mit einem selbst erlebten Beispiel: Ein erfahrener Therapeut arbeitet mit einer unterbrochenen Hinbewegung einer Frau zu ihrer Mutter. Immer wieder fordert er zum nächsten Schritt der Annäherung auf. Ich stehe selber als Stellvertreter in der Rolle des Vaters und empfinde die Aufforderungen als einen unangenehmen, heftigen Druck auf mein Kind. In der Rolle überlege ich ständig, wie ich es beschützen kann. Nach der Aufstellung teile ich meine Wahrnehmung mit. Der Therapeut antwortet sinngemäß: „Ich war früher viel zurückhaltender. Dann habe ich Hebammen beobachtet, mit welcher Power sie anfeuern. Und davon lasse ich mich jetzt inspirieren.“

(Eine Einschränkung: Natürlich kann meine Wahrnehmung von Druck in der Rolle falsch gewesen sein!) Falls sie richtig war, habe ich folgende Erklärung: Es macht einen gewaltigen Unterschied, wer mit welchem Hintergrund anfeuert. Wer nur ein bestimmtes Verhalten imitiert, ohne ähnliche, einschneidende Erfahrungen gemacht zu haben, übt – trotz bester Absichten – Druck aus.

„Du musst dich verneigen“ – dieser Satz von jemandem, der wie eine Hebamme viele Erfahrungen mit der gelungenen Geburt einer Verneigung gemacht hat, ist ein völlig anderer Satz wie das „Du musst dich verneigen“ eines Anfängers in der Geburtshilfe. Dann wird es riskant, denn die bloße Nachahmung der Meisterschaft ist gefährlich.

Zusätzlich mag der Lehrling davon ausgehen: Natürlich ist Druck okay und angebracht. Ich sehe und höre es ja immer wieder und mache es nur so, wie ich es erlebt habe. Der Neuling will eine gute Arbeit machen, imitiert das Vorgehen, erzielt aber ein völlig anderes Resultat. Statt wie die Hebamme ungeahnte Kräfte bei der Geburt zu wecken, erzeugt er Widerstand und Demütigung.

Ermunterung ja, Druck nein! Diese Gedanken gilt es zu verinnerlichen und in der Praxis zu verwirklichen. Die eigenen ersten Schritte müssen auf den eigenen Füßen vorsichtig ertastet werden.

Dazu gibt es eine Kernfrage von Bert Hellinger, die ein entscheidendes Kriterium für den richtigen Weg und die angemessene Geschwindigkeit gibt: Was stärkt und was schwächt? Welche Intervention, welcher Satz löst, welche verspannen? Sie lässt sich durch einfaches Hinschauen be-

antworten. Im Zweifelsfall hilft zusätzlich die Frage: Geht es dir jetzt besser, schlechter oder gleich?

Die unmittelbare Reaktion des Stellvertreters oder des Klienten selbst ist das Kriterium – nicht irgendwelche Ideologien, über das, was gut ist oder sein sollte. Was ist die gute Richtung für einen Klienten oder eine Klientin? Die Signale sind Aufatmen, Lächeln, Entspannung. Wenn die Reaktion auf ein „Du musst dich verneigen“ erhöhte Spannung ist, dann war die Intervention falsch, weil sie schwächt. Sie muss für eine gute Arbeit wieder zurückgenommen werden.

Ein Beispiel: Eine Therapeutin sagt ruhig und entspannt zu einer Klientin als Ermunterung: „Du musst dich vor deiner Mutter verneigen, um in Frieden mit ihr zu kommen.“ Die Klientin reagiert abweisend und wehrt sich, als ob Druck auf sie ausgeübt werden sollte. So hat sie nämlich diese Formulierung verstanden. Die Therapeutin nimmt das wahr und korrigiert sofort das Missverständnis, das durch ihre Formulierung aufgekommen ist. Zum Beispiel, indem sie sagt: „Vielleicht ist es noch zu früh für diesen Schritt. Was ist denn für dich jetzt wichtig?“ (So flexibel kann sie aber nur sein, wenn ihr der Druck wirklich fern liegt!)

Heilen und helfen wollen

Wer unbedingt heilen und helfen will, wird leicht der Gefahr erliegen, Druck auszuüben. Spannungen werden nicht ausgehalten, die letzte Entscheidung und Verantwortung, auch etwas ungelöst zu lassen, kann dem Klienten nicht gelassen werden.

Im Grunde ist es paradox: Die Demut, die vom Klienten gefordert wird, wird selber nicht geleistet. Überheblich ist, wer glaubt, er wisse, welchen Schritt ein anderer jetzt im Moment zu gehen hätte, und wer denkt, er wisse, was richtig für den anderen ist.

Wenn dabei ein Klient sich nicht verneigen will – so wie es der Therapeut gern hätte –, ist eine mögliche Reaktion des Therapeuten, „ingeschnappt“ zu sein nach dem Motto „Mach doch, was du willst. Du wirst schon sehen, wie weit du damit kommst“. Eine normale Reaktion des Klienten darauf: Er fühlt sich schlecht oder schuldig.

Der Hintergrund dieses Verhaltens des Therapeuten ist sein eigenes ungelöstes oder ungesehenes Bedürfnis zu helfen, oft aus einer tiefen Verbindung mit der eigenen Familie heraus.

Je mehr darüber hinaus der Therapeut der Ansicht ist, er wüsste, was Heilung bewirkt, desto stärker der eigene innere Druck, der weitergegeben wird. Bei seiner Arbeit hat er erlebt, welche Befreiung es für ein Kind sein kann, wenn ihm der Dank fürs Leben gelingt. Relativ simpel entsteht daraus die Schlussfolgerung, dass diese gleiche Wirkung bei jedem Klienten – sofort, hier und jetzt – eintreten sollte. Es entsteht so etwas wie eine Fixierung, dass etwas Bestimmtes eine „Lösung“ bringt.

Da wird festgehalten an Kernaussagen von Bert Hellinger über die Ordnungen von Eltern und Kindern und wie entscheidend die Achtung von Kindern gegenüber den Eltern ist. Über diesen, meiner Erfahrung nach richtigen Beschreibungen werden die tatsächlichen Klienten und der Punkt, an dem sie sich befinden, übersehen.

Die phänomenologische Haltung sollte dazu führen, dass jemand bei der Aufstellungsarbeit jedes Mal ganz neu, frei von allen vorgefassten Theorien hinschaut und sich der Einmaligkeit jedes Menschen bewusst ist. Zwar mag dieser hohe Anspruch oft in Widerspruch geraten mit erlernten und vorgefassten Konzepten über das Aufstellen. Doch der wichtigste Wegweiser, der wieder zurück in den Moment führt, ist die schon oben erwähnte Kernfrage: Was stärkt und was schwächt?

Die eigene unvollendete Verneigung

Wer auf sich selber Druck ausübt, wird andere ähnlich behandeln. Aufsteller wissen (hoffentlich!) aus eigenen Aufstellungen, wie heilsam die Versöhnung mit den eigenen Eltern und ihre Achtung ist. Warum sollten sie hier Zwang ausüben wollen?

Die eigene Verneigung vor Vater und Mutter ist nicht ein einmaliger Akt, den in der ersten eigenen Aufstellung irgendwann einmal ein Stellvertreter ausgeführt hat. Dass jemand mit diesem Akt sozusagen das Thema „Achtung der Eltern“ für sich als „erledigt“ abhaken kann.

So ist es nicht! Stattdessen ist diese Achtung ein weiter Weg, der oft vor und zurück führt. Immer wieder taucht in manchen Situationen in einem das anmaßende, übergroße Kind auf, das erst langsam innerlich kleiner werden kann. So habe ich in meiner eigenen Entwicklung festgestellt, dass mir nicht die einmalige tiefe Verneigung vor den Eltern eine dauerhafte Lösung gebracht hat, sondern dass es jeweils immer nur Schichten von Achtung waren, unter denen dann neue Größenfantasien auftauchten (und auftauchen). Auch diese Seiten gehören zur Entwicklung der Persönlichkeit dazu und haben ihren Grund und ihre Berechtigung. Sie gewaltsam austilgen zu wollen, ist nicht angemessen. Meine Vermutung ist: Wer als Therapeut sich diesem Prozess entziehen oder ihn gewaltsam abkürzen will, wird auch bei Klienten dazu neigen.

Was ist die „Lösung“ in einer Aufstellung?

Oben habe ich vom Bedürfnis des Therapeuten nach einer Lösung gesprochen. (Übrigens, auch der Klient hat ein solches Bedürfnis.) Deshalb die grundsätzliche Frage: Was ist die Lösung in einer Aufstellung? Was bestimmt das Handeln des Therapeuten? Oder wiederum: Was stärkt und was schwächt?

Ein bloßer mechanischer Akt des Verneigens bringt keine Stärkung – auch wenn die Tendenz dazu bei Aufstellern zu wachsen scheint. „Eine oberflächlich moralistische Haltung scheint sich wirklich in die Arbeit hineingeschlichen zu haben“ – so formuliert es Hunter Beaumont im Gespräch. Nur die Verneigung stärkt, die innerlich gefüllt und getragen ist von der dazugehörigen Haltung der Achtung. Die Verneigung ist ein bloßer Ausdruck der Achtung. Diese Achtung lässt sich nicht zwingen oder durch Willensanstrengung erreichen. Es liegt nicht in der Hand oder in der Willenskraft des Klienten oder auch seines Stellvertreters, einen solchen Schritt stimmig zu machen. Das zeigen die Aufstellungen immer wieder.

Lehrreich ist hier eine Übung, die meine Frau und ich in unserer Weiterbildung gerne anwenden. In Vierergruppen gibt es das Beobachtungsexperiment der Verneigung. Einer sucht sich einen Partner aus, gibt ihm eine Rolle, zum Beispiel „Du stehst für meine Mutter“, und verneigt sich dann vor ihr. Die anderen zwei beobachten die Körpersprache, was sie daran als stimmig und unstimmig erleben (steifer Nacken, abrupte Bewegungen usw.) und geben dann Feedback. Das erstaunliche Resultat der Übung: Verneigungen lassen sich nicht „machen“. Die innere Haltung dahinter lässt sich nicht verleugnen und wird sichtbar.

Was kann dann eine „Lösung“ sein? Meine Erfahrung in Aufstellungen ist, dass das Aussprechen der aktuellen Wahrheit immer ein befreiender und entspannender Akt ist. Wenn etwas Wahres benannt ist, und sei es noch so schlimm, erleichtert das. Gleichzeitig entsteht durch das Benennen ein Stück Abstand, und ein neuer, nächster Schritt wird erleichtert.

Ein Beispiel: Ich mache der Klientin in der Aufstellung den Vorschlag, sich zu verneigen. Sie zögert. Deshalb gehe ich davon aus, dass eher das Gegenteil stimmt, und benenne es, indem ich ihr den Vorschlag mache: „Sag deinem Vater: Ich will mich nicht vor dir verneigen.“ Wenn dann ein Signal der Entspannung kommt, kann ich noch fortfahren. „Sag ihm doch noch: Ich fühle mich mindestens so groß wie du.“

Eine solche – momentan! – richtige Aussage erlebe ich als einen für die Klientin wichtigen und kostbaren Schritt. Ich habe nicht die Idee, dass es „moralisch“ oder „therapeutisch“ besser wäre, sich zu verneigen als sich nicht zu verneigen.

Manchmal scheint es mir nützlich, diese verneinende Haltung im Extrem deutlich werden zu lassen. Wenn das Kind übergroß wirkt, hole ich einen Stuhl und lasse es sich darauf stellen und so von oben auf die Eltern schauen. Wichtig dabei für mich ist, dass ich es nicht mit einer Hinterabsicht (zum Beispiel als Bloßstellung) oder mit einem geheimen moralischen „Pfui“ mache, sondern dass ich diesen Größenwahn ganz und gar als wichtigen und auch legitimen Schritt in der Beziehung zwischen Kind und Eltern sehe. Ich kann mich daran freuen, wenn ein Klient den Stuhl besteigt, ver-

achtungsvoll von oben nach unten auf die Eltern schaut, das Strahlen anfängt – und plötzlich entspannt! Kennen wir nicht alle diesen Größenwahn? Auch er gehört dazu! Ich sehe im Stuhl unter dem Riesigen das ängstliche Kind. Es ist ein Schutz, der berechtigt ist. Es scheint mir anmaßend, darüber von außen urteilen zu wollen. Meistens steigt das Kind irgendwann von selbst wieder vom Stuhl herunter, dann aber als eigener Schritt ohne Druck von mir als Leiter. Aber ich wäre auch bereit, das als Ende einer Aufstellung zu nehmen, denn etwas Bedeutungsvolles ist damit ans Licht gekommen. Es geht auch nicht darum, unbedingt zu ergründen, warum jemand sich nicht verneigen will, sondern wichtiger ist, das anzunehmen, was ist. Es ist richtig, weil jemand das so empfindet.

Der Abbruch einer Aufstellung

Offen ist noch eine prinzipielle Frage: Wie beende ich eine Aufstellung bei Schwierigkeiten, hier mit dem Sonderfall, dass der Klient sich nicht verneigen will.

Auch hier scheint mir die grundsätzliche Haltung des Leiters bedeutungsvoller als die gewählten Worte. Und doch wecken bestimmte Worte und ein bestimmter Tonfall eine bestimmte Stimmung, ja rufen manche Reaktionen des Klienten förmlich hervor!

Die Situation: Der Klient kann oder will sich nicht verneigen. Der Therapeut reagiert ungehalten: „Gut, du willst nicht. Dann breche ich hier ab.“

Was hat er vermittelt? Der Klient ist mit seinem Verhalten verantwortlich dafür, dass der Therapeut abbricht. Sonst hätte es weitergehen können – der Klient ist also schuld daran, dass es nicht weitergeht.

Wer als Therapeut dem Klienten Schuldgefühle für sein Verhalten macht, ist nicht förderlich, sondern hemmend. Salopp gesagt: Der Therapeut tut keinen guten Job. Denn Schuldgefühle sind eine Sackgasse und keine Erleichterung neuer Einsichten oder Schritte. Im Grund wurde in obigem Beispiel der eigene Frust zum Nachteil des Klienten weitergeschoben.

Was als Schluss einer Aufstellung wichtig ist, ist ein „organisches“ Ende. Das ist ein Ende, mit dem der Leiter einverstanden ist und hinter dem er mit seiner Kraft und Autorität steht. Ein solches Ende kann es durchaus sein, dass ein Kind vor seinen Eltern steht und sich nicht verneigen will. Etwas Wichtiges ist damit ans Licht gekommen. Eine Fortführung schiene vielleicht künstlich, weil sie nur von dem Ziel des Therapeuten getragen ist, doch noch eine Verneigung herbeizuführen. Er wäre nicht mehr „absichtslos“, das, was Hellinger eine wichtige Bedingung des Aufstellens nennt. Während ursprünglich in Aufstellungen der Klient oft lange in der Position des reinen Zuschauers blieb, wird mir in meiner Arbeit immer mehr die Wichtigkeit deutlich, den

Klienten angemessen einzubeziehen. So kann der Therapeut durchaus den Klienten selbst an seinem Platz vor den Eltern fragen: „Steht im Moment noch etwas an bei dir? Oder können wir es hier lassen?“ (Und wieder ist es wichtig dabei, dass jede Antwort für den Leiter tatsächlich gleichermaßen in Ordnung ist.) Wenn auch der Klient enden möchte: „Gut, dann lassen wir es hier.“ Oder: „Gut, dann unterbrechen wir es hier.“

Die Worte „es dabei lassen“ und „unterbrechen“ sind günstigere Formulierungen für ein solches Ende einer Aufstellung. Denn das Wort „Abbruch“ ruft leicht Assoziationen wach, dass dieses Ende unfreiwillig oder gewaltsam ist.

Was ist der Inhalt der Verneigung vor den Eltern?

Bei meiner Zustimmung zu fast allen Aussagen, die im Gespräch der erfahrenen Aufsteller über die Verneigung gemacht wurden, bin ich doch bei einer Aussage von Hunter Beaumont etwas gestolpert.

„Die Bewegung der Verneigung kann eigentlich erst vollzogen werden, wenn die Seele des Kindes eine Unterscheidung macht zwischen den Eltern in ihrer ursprünglichen, wesentlichen Form und den Eltern, die verstrickt sind. Viele Teilnehmer machen keine klare Unterscheidung zwischen Unterwerfung und Verneigung. Eine Verneigung zu verlangen, bevor diese Unterscheidung in der Seele des Kindes vollzogen wird, kann leicht missverstanden werden als eine Unterwerfung vor der Verstrickung.“

Wenn ich die Aussage zusammenfasse, verstehe ich sie so: Ein Kind kann sich erst dann kongruent verneigen, wenn es die Eltern in ihrer wesentlichen Form von den verstrickten Eltern unterscheidet. Das deckt sich nun weder mit meinen Erfahrungen aus Aufstellungen, noch mit meinem grundsätzlichen Verständnis vom Sinn und Wirkung der Verneigung. Ich erlebe es genau andersherum: Nicht weil das Kind die „reinen“ Eltern wahrnimmt, kann es sie achten, sondern weil es sie achtet, entdeckt es ihre Liebe.

Das Kind muss also nicht erst die idealen Eltern hinter seinen realen Eltern entdecken, um sich verneigen zu können oder zu dürfen. Im Gegenteil! Natürlich geschieht es manchmal in Aufstellungen, dass sich so etwas wie die „Essenz“ der Eltern als reine, elterliche Liebe zeigt. Dann ist es ein Leichtes, sich für ein Kind zu verneigen.

Viel häufiger stehen aber da die leidenden und verstrickten Eltern, die tatsächlichen Eltern, die ihr Kind nie richtig sehen konnten. Mir scheint diese Achtung schwieriger, aber auch befreiender als die Achtung der Eltern als reine, ideale Eltern, getrennt von ihrer Verstrickung, sozusagen als Eltern-Essenz.

Aber ist das möglich? Denn wie Beaumont ausführte: „Die Eltern in der Verstrickung haben dem Kind etwas angetan.

Der Säugling kommt auf die Welt fast ohne Verstrickung, er sieht nur das Wesen der Eltern. Seine Seele zieht sich dann zurück, weil die Eltern nicht aus diesem Wesentlichen handeln, sondern aus einer Verstrickung. Der Opferanteil darf nicht verarmt werden.“ Auch Jakob Schneider hebt die „Anerkennung des Opferseins des Kindes und seines Leidens unter der Verstrickung der Eltern“ hervor. Natürlich gibt es in Aufstellungen auch einen Platz für einen Vorwurf und für den Schmerz, den ein Kind erlitten hat. Manchmal – nicht immer – ist es notwendig und unerlässlich, beides auszudrücken, bevor es zu einer Lösung kommt. Wenn aber der Vorwurf noch zu präsent ist, scheint mir in einer Aufstellung der angemessene Satz gegenüber den Eltern zu sein: „Ich will mich – noch – nicht vor euch verneigen, weil ihr mir so viel angetan habt.“ Dann mag es noch dauern, bis eine Verneigung möglich wird. Eine wichtige Voraussetzung dafür, dass ein Kind (und vergessen wir es nicht: dieses Kind ist jetzt erwachsen!) sich hier vor diesen, seinen verstrickten Eltern verneigen kann, ist, dass es seinen Eltern in die Augen schaut und sie als Mitmenschen entdeckt und sieht. Die eigenen Vorwürfe werden klein vor dem Schicksal, das in den Augen der Eltern abzulesen ist. Dann taucht die Tatsache auf, dass das Leben durch diese verstrickten Eltern zu dem Kind geflossen ist. Angesichts dessen kann das Kind sich von seinem Schmerz und seiner Wut zurückziehen, sich verneigen – und damit geschieht die befreiende Lösung. Das Kind hört auf, die Verstrickungen weiter mitzutragen, kann sich jetzt umdrehen und mit den Eltern als gute Kraft im Rücken verantwortlich in sein eigenes Leben gehen.

Ulsamer, *Handwerk des Familien-Stellens*, Goldmann 2001
Ulsamer, *Zum Helfen geboren? Antworten für hilflose Helfer aus dem Familien-Stellen*, Vier-Türme-Verlag 2004